

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

15] Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebertragung von M. v. Berthof.

Dann aber kam Guy ein anderer Gedanke, der ihn häufig heimsuchte und quälte.

„Ich könnte wirklich nach Mantes gehen. Es ist Zeit, daß ich mir Wort halte, und dann möchte ich wissen . . .“

Masch ging er nach Hause, überzeugte sich, daß er inzwischen nicht gerufen worden war, und fuhr dann in die Rue de Marigny. Er traf erst nur Madame Monteaury; Madeleine beendete eben ihre Toilette, um auszugehen.

War es die Wirkung der Behandlung oder Zufall, die alte Dame hatte sich seit langer Zeit nicht so wohl gefühlt. Sie schrieb natürlich alles Verdienst daran Gerbeline zu. Sie war voll Bewunderung und sehr eingenommen für ihren künftigen Schwiegersohn.

„Sie sehen gut aus,“ sagte er, nachdem er sie untersucht hatte.

„Ich bin glücklich!“ gab sie zur Antwort. „Das ist ja ein wahres Wiederaufleben! Mein Leben war ein reines Elend geworden. Mein lieber Zauberer, verlassen Sie mich nicht!“

„Ich möchte es gar nicht gern,“ entgegnete er, „und doch wird es wohl notwendig werden, daß wir uns trennen. Jetzt ist der Moment, die Kur zu beenden!“

„Um Gotteswillen, schicken Sie mich nicht weit von sich fort. Ich würde alles Vertrauen verlieren, und das Vertrauen ist doch eine so große Kraft!“

„Wir wollen sehen. Vor allem wollen wir die Einspritzungen durch einen andren Stimulus ersetzen. Wir sind jetzt im Monat April, man muß frische Luft atmen! Da ich nicht zu jenen gehöre, die blindlings an das Meer, das Hochgebirge oder die Badebäder glauben, so meine ich, daß die Umgebung von Fontainebleau — aber nicht inmitten der Wälder — oder von St.-Germain ganz die gewünschte Wirkung hervorbringen könnte. Ich würde Sie dann drei- bis viermal wöchentlich dort besuchen. Man müßte also eine ziemlich hochgelegene Behausung finden, umgeben von Wiesen und Gärten. Die großen Bäumen sollen erst in einer Entfernung von 300 Meter anfangen. Fließende Wasser, aber auch nicht in allzu großer Nähe; und ja kein stehendes Wasser. Ich bin übrigens ganz entschlossen, tyrannisch vorzugehen. Sie dürfen nichts mieten, ehe ich nicht mein Gutachten abgegeben habe.“

„Sie wissen also nicht, daß dieses Ideal in Wirklichkeit vorhanden ist, daß Sie eben ganz nach der Natur unsren kleinen Besitz von Belles-Aigues geschildert haben? In anderthalb Stunden — inklusive der Wagenfahrt, die Sie nach der Gare Saint-Lazare bringt — erreichen Sie unsren Landaufenthalt, wo Sie der Wagen erwartet und zu uns führt. Hier kommt Madeleine . . .“

Madeleine trat, zum Ausgehen bereit, herein; strahlend und graziös in ihrem Kleid von pastellblauem Tuch, das mit weißem Taffet und lebendiger Seide garniert war. Sie erröte vor Vergnügen beim Anblick ihres Bräutigams. Auch ihn durchfuhr es vor Stolz und Liebe. Eine große wissenschaftliche Entdeckung würde ihm nicht rühmlicher erschienen sein, als die Eroberung dieses herrlichen Geschöpfes.

„Welch eine reizende Ueberraschung,“ sagte sie, ihm die Hand reichend.

„Du brauchst Dich gar nicht bei ihm zu bedanken,“ sagte Madame Monteaury lächelnd, „er schickt uns aufs Land.“

„Ist das wahr?“ fragte Madeleine mit leichtem Mißvergnügen im Ton.

„Nur in die nächste Nähe. Es ist ein notwendiges Opfer. Ich habe drei Tage gezögert, es auszusprechen, aber die Pflicht gebietet's; es ginge nicht an, Madame Monteaury nicht aufs Land zu schicken.“

Er wandte sein besorgtes Antlitz erst Madeleine und dann der Mutter zu und sagte:

„Ich habe eine sehr ernste Bitte an Sie beide zu richten. Ohne diese Abreise hätte ich gewartet. Aber ich kann mich

jener dumpfen Urruhe nicht erwehren, die jede, selbst vorübergehende Trennung begleitet. Sie müssen mir also beide verzeihen, wenn ich ungeduldig erscheine. Ich beschwöre Sie übrigens, sich mit Ihren Beschlüssen nicht zu überstürzen und besonders nur nach Ihren ganz persönlichen Wünschen zu handeln.“

„Sie jagen uns ja einen furchtbaren Schrecken ein,“ sagte leichten Tones Madame Monteaury.

„Aber Sie werden mir nicht böse sein?“ sprach er fast flehend.

„Es ist also doch etwas Schreckliches?“ fragte die alte Dame mit einiger Ungeduld.

„Für mich ist es schrecklich! Ich wollte Sie fragen, ob es möglich wäre, das Datum für unsre Verbindung ungefähr festzustellen.“

Er schwieg in aufrichtiger Bewegung. Er war einem Impuls gefolgt, der gleichzeitig der Urruhe, von der er eben gesprochen, und andererseits dem ehrgeizigen und zärtlichen Bedürfnis, sein Schicksal zu sichern und seinen Sieg vollständig zu machen, entsprang. Dumpf vermischte sich dieser Gedanke mit dem an den Auszug nach Mantes, den er machen wollte, als ob ein Instinkt ihn antrieb, noch bevor der erste Akt vorbei war, an ein Gutmachen, an die Rehabilitierung seiner gesellschaftlichen Stellung zu denken.

„Ist es nur das?“ sagte Madame Monteaury lachend. „Und Sie haben es nicht erraten, daß wir nur auf diese Ihre Anfrage warteten?“

„Wirklich?“ sagte er, ganz blaß werdend. „Sie wollen also wirklich, daß ich Madeleines Gatte werde?“

„Sie sollten nicht daran zweifeln. Es hätte mir zwei Gründe geben können, um diese Verlobung wieder aufzulösen, das wäre, wenn die Zuneigung meiner Tochter für Sie oder meine persönliche Wertschätzung für Sie abgenommen hätten. Sie wissen aber ganz gut, daß wir Sie mit jedem Tag mehr lieben und achten. So unbeschäftigt nach jeder Richtung und durch nichts gedrängt wie wir es sind, haben wir natürlich auf Ihren Entschluß gewartet, der mit Rücksicht auf Ihre Berufsthätigkeit und Ihre Lage gefaßt werden mußte. Bestimmen Sie selbst den Zeitpunkt, lieber Freund; uns wird jeder Tag recht sein. Nicht wahr, Madeleine?“

Er ergriff Madame Monteaury's Hand und drückte einen langen Kuß voll dankbarer Zärtlichkeit darauf. Denn in diesem Moment fühlte er wirklich eine warme Zuneigung zu dieser alten, so sanften und schwächlichen Frau. Die Freude, der Stolz und die Gewissensbisse erfüllten sein ganzes Wesen. Er bewunderte an sich die Menschen, die über alles triumphierten, aber er fühlte eine dumpfe Verachtung für die, welche vertrauende Seelen täuschten. Er beschwichtigte sich selber: ich werde nicht entdeckt werden, also erweckt ihnen auch kein Unheil daraus. Und alles übrige ist Ueberspanntheit.

Gerührt und von sentimentalischen Erinnerungen bewegt, legte Madame Monteaury die Hände des jungen Paares ineinander und sagte:

„Madeleine, ich glaube das Beste für Dein Glück gewählt zu haben.“

Das junge Mädchen antwortete nicht. Sie schwelgte in der Fülle ihrer Illusionen. Mit der Fähigkeit, sich alles aufs phantastischste auszuschnüden, die zur Quelle großen Glücks und unheilbaren Elends werden kann, hatte sie ein unendliches Vertrauen zu dem von ihr erwählten Wesen — ein Vertrauen, das sehr bald ganz blind, ja sogar fanatisch wurde. Alle Vorzüge Guy's erschienen ihr in diesem Lichte gesteigert. Sie hatte ihn unbewußt aller Fehler, die sie am Anfang ihrer Bekanntschaft instinktiv herausgeföhlt hatte, entkleidet, denn eine der Eigentümlichkeiten solcher Naturen ist es, daß sie die gewöhnliche Ordnung der Beobachtungen umkehren und so gewissermaßen jeden Tag eine richtige Empfindung gegen eine falsche Vorstellung vertauschen. Sie erwiderte anfangs gar nichts auf die Worte ihrer Mutter. Zitternd drückte sie die Hand ihres Verlobten, die schönen Hoffnungen überwältigten sie wie ein Kampf. Dann fühlte er sich von dem Uebermaß ihrer Ergriffenheit wie gebrochen und sank in Thränen aufgelöst in die Arme ihrer Mutter.

„Ach ja! Du bist gut . . . sehr gut! Du schenkst mir ein zweites Mal das Leben!“

Diese Scene verwirrte Gut nicht wenig. Sie beglückte ihn zwar, aber es drängte ihn doch, ihr zu entfliehen. Einen langen Kuß auf die Hand des jungen Mädchens drückend, sagte er:

„Auf heute abend! Ich kann nicht mehr, ich bin zu glücklich!“

Serbeline hatte es gut getroffen, gerade zu einem Zug nach Mantel zurecht zu kommen. Es war erst fünf Uhr, als er in dem kleinen Städtchen anlangte. Es gefiel ihm daselbst. Er bildete sich ein, daß Marguerite ganz glücklich hier leben müsse. Nach einem Blick auf die alte gotische Kathedrale betrat er die Rue de Chaussée.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine kommunistische Bewegung aus dem Jahre I.

Zu den merkwürdigsten Gestalten des vorrevolutionären Frankreich gehört der Pfarrer Jean Meslier, jener katholische Geistliche des Dorfes Strepigny in der Champagne, der in seiner ländlichen Abgeschlossenheit die revolutionärsten Gedanken in sich entwickelt hatte, ohne daß er es jedoch vor allerärmster Abhängigkeit von den herrschenden Gewalten hätte wagen dürfen, auch nur seine Pfarrfinder etwas davon merken zu lassen. Erst nach seinem Tode, der im Jahr 1729 fällt, zeigte sich das wahre Gesicht des Hungerpastors. Er hinterließ ein „Testament“, das dem freilich nicht über Geld und Gut verfügte, sondern ein nachträgliches, ausführliches Glaubensbekenntnis seines Verfassers darstellte. Er strast darin nicht nur alle religiösen Lehren Lügen, die er notgedrungen gepredigt hatte, sondern er zieht auch mit flammendem Zorn zu Felde gegen die ausbeuterische Aristokratie geistlichen und weltlichen Standes, gegen den herrschenden Absolutismus mit seinem ganzen Anhang von Schmarozern, kurz gegen alle bestehenden Gewalten, die ihm als ebenso viele Blutsauger erscheinen. Diese revolutionäre Stimmung hatte Jean Meslier, wie sich nachher beim Ausbruch der großen Umwälzung zeigte, mit vielen andern Pfarrern gemein, deren Sympathien nicht der prassenden Kirchenaristokratie, sondern ihren Leidensgefährten, den ausgebeuteten Bauern, gehörten. Einzigartig erdient Meslier bloß durch die positiven Vorschläge zu einer Neugestaltung, die sein „Testament“ macht. Er gehört zu den ersten Vorläufern des wissenschaftlichen Socialismus auf französischem Boden. Er war ein Kommunist vom reinsten Wasser. Dazu kamte man bislang kein Gegenstück: die volksfreundlichen Geistlichen, die im Vordergrund der revolutionären Bühne erschienen sind, hielten es durchweg mit der äußersten Linken des „dritten Standes“, vertraten die kleinbürgerlichen Grundsätze der Jakobiner. Mit großem Gelat in den Vordergrund der Ereignisse getreten ist der Kommunismus ja überhaupt erst zur Direktorialzeit durch die „Verschwörung der Gleichen“, deren Seele der fühne „Vollstribum“ Gracchus Babeuf war. Davor meldet die herkömmliche Revolutionsgeschichte nichts von kommunistischen Bewegungen. Und das wird auch wohl seine Geltung behalten, soweit die städtischen Centren in Betracht kommen; denn es fehlte hier die Hauptbedingung: ein zahlreiches industrielles Proletariat im heutigen Sinne. Dagegen sind soeben frühere kommunistische Regungen nachgewiesen worden, wo man sie am wenigsten erwarten würde, nämlich auf dem platten Lande. Im letzten Hefte von „La Révolution Française“ teilt Edouard Campagnac*) urkundliches Material mit, das die erfolgreiche kommunistische Agitation des Pfarrers Petit-Jean unter den Bauern des Dorfes Epineuil im Cher-Departement und die dadurch hervorgerufene Bewegung in dem Orte, sowie die Gestalt und das Gesicht dieses Gegenstands zu Jean Meslier in ziemlich klaren Umrissen aus dem Dunkel vergangener Vergangenheit auftauchen läßt, obwohl die fraglichen Dokumente durchweg von bürgerlichen Anklägern, zum Teil von persönlichen Todfeinden Petit-Jeans herrühren und daher nur mit größter Vorsicht zu benutzen sind.

Die Gestalt Petit-Jeans erinnert so stark an Jean Meslier, daß es nahe läge, einen direkten Zusammenhang zwischen den beiden Kommunisten anzunehmen. Indes, wie ein persönlicher Einfluß dadurch ausgeschlossen ist, daß Petit-Jean, der nach dem 1792 hinter ihm erlassenen Steckbrief damals 52 Jahre alt war, erst ein Duzend Jahre nach Mesliers Tod geboren war, so kann er auch aus dem „Testament“ nicht den Kommunismus seines großen Vorgängers haben kennen lernen. Er existierte nämlich davon bis nach der Mitte des letzten Jahrhunderts gedruckt nichts als ein kurzer Auszug, den Voltaire 1762 veröffentlicht hat, und dieser Auszug enthält bloß ein Resümee von Mesliers religiösen Anschauungen, dagegen nicht ein Sterbenswörtchen von seinen kommunistischen Grundätzen. Eher wäre es möglich, daß Petit-Jean sich gleich Babeuf an Morellus „Gesetzbuch der Natur“ zum Kommunisten herangebildet hätte. Dafür könnte sprechen, daß Petit-

Jean sein kommunistisches Ideal als „cité future“, als Zukunftsstadt, bezeichnete: mit demselben Ausdruck, dem wir bei Morellus begegnen. Das muß nun in Ermangelung ausreichender Quellen dahingestellt bleiben. Und sei dem, wie ihm wolle, der Hauptlehrer Petit-Jeans sind gewiß die sozialen und politischen Verhältnisse gewesen, wie sie sich in den ersten Jahren der Revolution allenthalben auf dem platten Lande und auch unter seinen Augen gestalteten. Diese Dinge nehmen sich, im Lichte der heutigen Forschung gesehen, erheblich anders aus, als sie der blühenden Phantasie der liberalen Legendenschreiber erschienen sind. Die malen eine Verbrüderungsszene, wie in der Nacht des 4. August 1789 die geistlichen und weltlichen Aristokraten der National-Versammlung aus höherem Edelmut freiwillig auf alle feudalen Vorrechte verzichtet hatten, so daß auf einmal allen Wünschen der Bauern Genüge geleistet worden wäre.

So einfach und sentimental verlief die Sache nun nicht. Die Privilegierten verzichteten am 4. August — und auch nur der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, weil sie guten Grund hatten, andernfalls einen allgemeinen Bauernaufstand zu erwarten — zwar auf eine Anzahl der tollsten feudalen Mißbräuche, aber heileiße nicht auf ihre Haupteinkommensquellen, auf die Realrechte. Diese sollten vielmehr nach Beschluß der National-Versammlung fortbestehen, sofern sie nicht gegen schwere Geldentschädigungen abgelöst wurden. Diesen Standpunkt hat auch noch die ganz bürgerliche Legislative eingenommen. Erst der Konvent hat die entschädigungslose Aufhebung sämtlicher „Zehnten“ beschlossen, weil die allgemeine und entschiedene Weigerung der Bauern ihren feudalen Feinern auch nur einen Heller zu bezahlen, gar keinen andren Weg offen ließ. Bis zu dieser Entscheidung und also noch in den Anfängen der Republik herrschte auf dem Lande wegen der fortbauernenden Widersprüche zwischen dem gesetzlichen und dem tatsächlichen Zustand das heftigste Mißvergnügen. Dazu kam als zweite Hauptursache bäuerlicher Unzufriedenheit das Schicksal der sogenannten Nationalgüter. Gegenüber diesem Gesamteigentum bewies sich die Konstituante durchaus nicht so zimperlich, wie gegenüber dem adligen Privateigentum.

Die Nationalgüter bestanden zunächst aus dem riesigen Grundbesitz der Kirche, ungefähr einem Fünftel und zwar dem besten Fünftel der Bodenschätze von Frankreich. Anstatt sie zu ihrem ursprünglichen Zweck, der Armenpflege, zu verwenden, beutete der hohe Klerus sie längst für seine Privatinteressen aus. Daß die Nationalversammlung ihre Hand darauf legte, war also durchaus in der Ordnung. Anstatt aber nun wirklich der Nation zu gute zu kommen, wurden die Nationalgüter zur Deckung der ungeheuren Schuldenlast in Anspruch genommen, die der Feudalabsolutismus aufgehäuft hatte. Sie wurden zu dem Zwecke verkauft oder vielmehr verschleudert. Die Veräußerung der Nationalgüter war eine kapitalistische Gaunerei größten Stiles, die spekulativen Geldleuten in Stadt und Land, In- und Ausland dazu diente, das Eigentum des französischen Volkes für einen Apfel und ein Ei an sich zu reißen. In zahllosen Fällen kamen nicht einmal die Schleuderpreise wirklich ein; denn es geschah häufig, daß Spekulanten irgend einen zahlungsunfähigen Strohmann vorschoben, der kaufte und gleich an sie weiter verkaufte, so daß die Nation schließlich um ihr Recht total betrogen war. Auch auf die massenhaften Gemeindegüter (Almenden) hatten die Geldleute schon ihr Auge geworfen. Gegen den liberalen Vorschlag, diese Güter unter die nutzungsberechtigten Bauern aufzuteilen, erhoben die Kapitalisten den heuchlerischen Einwand, es würden dadurch die städtischen Arbeiter um ihr Anrecht verkürzt; man solle die Gemeindegüter zu den Nationalgütern schlagen, d. h. mitverramschen.

Das waren die Umstände, die Petit-Jean zu der Ueberzeugung brachten, daß Frankreich dabei sei, die Tyrannei des Geburtsadels bloß mit der des Geldadels zu vertauschen, und daß das einzige Mittel, dies zu verhindern, die Herstellung einer kommunistischen Ordnung der Dinge sei. Sein Gedankengang war offenbar der, daß nicht nur die Aufteilung, geschweige denn die Verramschung der Gemeindegüter vom Uebel, sondern daß auch die Nationalgüter den Klauen der Spekulanten entrißen und in gemeinsame Nutzung zu nehmen seien, der gleiche Kommunismus dann überhaupt auf alles Land zu erstreden sei, wenn die Bauern vor dem Joch kapitalistischer Abhängigkeit gerettet werden sollten. Die Verhältnisse lagen im Dorfe Epineuil, dem Agitationsfeld Petit-Jeans, wie überall. Die Bauern wollten keine Zehnten mehr bezahlen und weigerten sich, der gegenteiligen Order der National-Versammlung nachzukommen. Sie saßen weiter mit Ingrimm, wie die meisten Nationalgüter der Gegend von den drei kapitalträchtigsten Leuten am Orte, den Herren Vorganfont, Debize und Clermont „käuflich“ erworben worden waren, ohne doch die Gaunerei verhindern zu können, weil die Ehrenmänner im Gemeinderat tonangebend waren. Petit-Jean hat auf Grund dieser Liebligkeiten gewiß schon seit 1789 unter den Bauern seiner Pfarrei agitiert. Indes wissen wir aus der Zeit vor dem Sommer des Jahres 1792 weiter nichts von ihm, als daß er die Bewohner von Epineuil zur Verweigerung der Zehnten angespornt hat und ihnen mit gutem Beispiel vorgegangen ist, indem er selber zuerst die Zahlung der Zehnten einstellte, die auf dem zu seinem Unterhalt von ihm bewirtschafteten Grundstück lasteten. Außerdem kennen wir das Glaubensbekenntnis, das er öffentlich ablegte, als er am 23. Juni 1791 den vorgeschriebenen Bürgereid leistete: es atmet glühende Begeisterung für die revolutionärsten Ideen und zeugt von beträchtlicher Bildung vor allem auf dem Gebiet der philosophischen Bewegung, die dem Jahre 1789 voranging.

*) Un prêtre communiste: le curé Petit-Jean. Par Edouard Campagnac. La Révolution Française. 1903. Nr. 5. pg. 425 ff.

Von seiner kommunistischen Agitation vernehmen wir zuerst im August 1792: wie nicht zu übersehen ist, aus dem Munde seiner Feinde im Gemeinderat; jedoch sind einige Hauptpunkte durch die übereinstimmenden Angaben mehrerer unabhängiger Zeugen, die er als richtig anerkannt hat, über jeden Zweifel erhoben. Nach dem Protokoll einer Epineuil'schen Gemeinderatsitzung „sagt Petit-Jean seinen Pfarreingesessenen alle Tage, daß die Güter gemeinsam sein würden; er sucht sie durch die eindringlichsten Reden zu überzeugen, indem er ihnen sagt, daß es nur einen Keller, eine Scheuer geben werde, wo jeder alles nehmen kann, was für ihn notwendig sein wird.“ Er rät den Bewohnern von Epineuil an, gemeinsame Vorräte anzulegen — als Vorbereitung der „Zukunftstadt“, für die er unermüdlich Propaganda macht: er predigt den Kommunismus Sonntags von der Kanzel, er verflucht ihn in Flugschriften und Gedichten, er teilt sein Programm durch öffentlichen Anschlag an die Hausmauern von Epineuil mit, er sucht die Bürger einzeln in ihren Wohnungen auf, um sie für seine Anschauungen zu gewinnen. Was er ihnen sagt, bewegt sich nicht in theoretischen Allgemeinheiten, sondern wird plausibel gemacht durch die Bezugnahme auf die besonderen Verhältnisse von Epineuil, dessen waderes Trio von Rationalgütern er als Usurpatoren öffentlichen Eigentums, Aufkäufer, Spießhaken und Aristokraten brandmarkt. Er fordert die bürgerlichen Aristokraten im allgemeinen, die von Epineuil im besonderen auf, das unrechte Gut der Nation zurückzuerstatten; sonst werde ein fürchtbares Strafgericht des Volkes über sie ergehen. Petit-Jeans Agitation war durchaus erfolgreich. Die große Mehrzahl der Bevölkerung von Epineuil, Männer wie Frauen, waren begeisterte Anhänger seiner Lehre. Die „anständigen“ Leute waren natürlich ganz anderer Meinung. In ihren Augen war Petit-Jean entweder ein schrecklicher Brandstifter oder ein verrückter, aber „ein gefährlicher Verrückter, der die Verletzung des Eigentums predige“.

Die gekränkten Bürger hatten ihn schon einmal zum Sadi geschleppt und glücklich durchgesetzt, daß er wegen Verleumdung zu 100 Livres Geldstrafe verurteilt wurde. Das that aber Petit-Jeans Ansehen bei den Bauern keinen Eintrag und erst recht nicht seinem Eifer. Ungeachtet tituliert er in seiner Sonntagspredigt am 16. September 1792 den Herrn Clermont einen Dieb und fordert ihn auf, das entwendete Gut herauszugeben. Außer sich vor Wut, hielt nun die Gemeindevertretung am 21. September — dem nämlichen Tage, da in Paris der eben zusammengetretene Nationalkonvent die Republik erklärte — eine Sitzung ab, um Petit-Jean die sittliche Entrüstung aller anständigen Leute zum Ausdruck zu bringen. Es wird dekretiert, „daß seit mehreren Monaten der Pfarrer von Epineuil in den schwachen Geist der Bürger auf dem Lande gesellschaftszerstörende Grundsätze pflanzt und zum Ungehorsam gegen die Gesetze und die bestehenden Gewalten anreizt“. Er wird angeklagt, „sich eine Partei machen zu wollen“, und beim Departement denunziert. Bis zum Eintreffen einer Antwort beschließt der Gemeinderat, seinem Vorsteher die Ueberwachung Petit-Jeans und bei der nächsten Uebertretung die Verhaftung des Pfarrers anzubefehlen. Die Antwort Petit-Jeans bestand darin, daß er durch öffentlichen Anschlag auf Sonntag, den 23. September, nach der großen Messe seine Anhänger zu einer Protestversammlung in die Kirche berief. Während man da gerade eine Eingabe beriet, die dem Gemeinderat gehörig den Marsch blies, erschienen auf einmal Clermont und der Bürgermeister in Begleitung von fünf Nationalgardisten, die man sich aus der nahen Distrikthauptstadt Saint-Amand verschrieben hatte. Die Versammlung wird inmitten einer heftigen Scene für ungesetzlich erklärt und aufgelöst, Petit-Jean verhaftet; er entzieht sich aber der Verhaftung. Seine Freunde sind natürlich in der größten Aufregung, und als ihr Führer ihnen nachher unter Vorzeigung seines blutbesetzten Hemdes mitteilt, daß ihm der Sohn des Herrn Debize einen Säbelhieb verabsolgt hat, da ist es um die Geduld des Bauern geschehen. Mit Mistgabeln und Pfählen bewaffnet überwältigen und vertreiben sie die Nationalgardisten und Gendarmen und machen sich so vorläufig zu Herren der Gemeinde. Dem jungen Debize sollte es an den Krügen gehen, er hatte sich aber aus dem Staube gemacht, um von St. Amand Hilfe zu holen. Am Nachmittag ziehen die Bauern unter Petit-Jeans Führung in die Besitzung Clermonts und schlagen die Hecken nieder, um das gestohlene Land durch diesen symbolischen Akt als Gemeingut zu reklamieren. Der Triumph war von kurzer Dauer. Gegen Abend verbreitet sich das Gerücht, daß die bewaffnete Macht von St. Amand nahe. Unter fortwährendem Läuten der Sturmglocken stellen sich die Bewohner von Epineuil, mit Pistolen und Mistgabeln ausgerüstet, den anrückenden Nationalgardisten und Gendarmen entgegen. Es kommt zum Handgemenge, in dem ein Gendarm verwundet, ein Bauer getötet wird. Schließlich siegt natürlich die bewaffnete Macht: Ordnung und Eigentum sind gerettet.

Inmitten des Getümmels war Petit-Jean verschwunden und blieb auch trotz eines hinter ihm erlassenen Steckbriefes zunächst unfindbar. Das Kriminalgericht der Departementshauptstadt Bourges konnte also zunächst nichts thun, als ihn auf Grund der Aussagen seiner Gegner und Feinde am 18. Dezember 1792 in contumaciam zu 6 Jahren Zwangsarbeit zu verurteilen, wegen Anreizung zum Mord, zum Ungehorsam gegen die Gesetze und anderer Sachen. Folgenden Tags stellte sich der Sünder und legte Verurteilung ein, die am 15. Februar 1793 unter veränderten Verhältnissen in Bourges zur Verhandlung gelangte.

Die Liberalen hatten mittlerweile den Demokraten Platz machen

müssen; daher wurde das Urteil auf ein Jahr Gefängnis ermäßigt. Auch diese Strafe brauchte er nicht ganz abzubrammen. Im Herbst 1793 erschien nämlich in Bourges der jakobinische Deputierte Laplande als Konventskommissär, um unter den „respectablen“ Leuten des Departements fürchterliche Musterung zu halten. Sein erstes war, daß er Petit-Jean auf freien Fuß setzte. Nämlichen Tages noch — den 27. September 1793 — erschien Petit-Jean im Klub zu Bourges und ward mit einer Ovation empfangen: Laplande gab ihm den Bruderkuß und die Mitglieder beeilten sich, ihn zu umarmen. Sie waren zwar keine Kommunisten, aber auch keine Freunde reicher Spießhaken und erblickten in Petit-Jean ein „Opfer der Aristokratie“. Mit dieser Gemüthsstimmung war Petit-Jeans Rolle in der Öffentlichkeit zu Ende. Am 5. Oktober teilte Laplande ihm mit, daß er ihn, „um ihn dem Uebelwollen seiner Feinde zu entziehen“, zum Pfarrer von Saint-Caprais ernannt habe. Petit-Jean wollte aber gerade seinen Feinden die Stirne bieten, teilte mit, daß er „Pfarrer von Epineuil oder nirgendwo“ sein wolle und gab den geistlichen Beruf gänzlich auf. Von seinem weiteren Leben wissen wir nichts. Ein Gericht sagt, daß er ganz verarrmt in einem Hospiz gestorben sei. Es wäre ein billiges Vergnügen, ihn wegen seiner Illusionen ins Komische zu ziehen. Gerechter wird man ihm, wenn man sagt, daß er seiner Zeit voraus war. —

Dr. A. Conradh.

Kleines feuilleton.

go. Schafe und Ziegen als lasttragende Haustiere. Ueber die höchsten Pässe des Himalahas und Tibets und auf den Wegen, die für andre Tiere unpassierbar sind, gehen sicheren Trittes als treue Begleiter des Menschen die hochbeinigen, lasttragenden Schafe mit schwarzem Vorderkopf, nicht unähnlich den persischen Fettschwanzschafen. Nur die Hund- oder Humiga jenseit gefährliche Strecke beim Dorfe Tscholsum beschreiten, wo auf eisernen, in die senkrechten Felswände eingelassenen Plätzen Steinplatten, mit Erde bedeckt, gelegt wurden, die bei einer Gesamtlänge von 775 Schritt eine Breite von 18, oft nur 9 Zoll haben. In früherer Zeit wurden diese Schafe besonders bei Lar gezüchtet, starben aber im vierten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts dort aus; sie kommen aber an andern Orten jenes weiten Plateaus jetzt in bedeutender Anzahl vor. Die Lasten, welche sie tragen, variieren je nach der Derklichkeit zwischen 7 bis 25 Pfund. Es wird stets merkwürdig bleiben, daß in der Karakorumsteite, in einer Gegend, wo Zutter eine Seltenheit ist, bei dem häufig sehr ungünstigen Wetter eine ganze Herde, jedes Schaf mit einer Last von 20 Pfund, 330 englische Meilen in einem Monat mit Verlust von vielleicht nur einem Tiere zurücklegen kann. Nicht weit von Ladak sah Cunningham einst 600 Tiere beladen mit Wolle, einige Tage später sogar 5—6000 mit feiner oder grober Wolle, mit Borax, Schwefel, getrockneten Apfrosen (einen sehr begehrten Handelsartikel) sicher einherfahren. Der Mittelpreis dieser Schafe beträgt ungefähr 4,80 M. Bei Schigake, um andre Derklichkeiten nicht zu erwähnen, ziehen häufig Karawanen von 1200 und mehr Tieren vorüber, sie sind dort charakteristisch durch die horizontal abstehenden Hörner, bringen Salz aus dem nördlich gelegenen öden Lande und kehren von Gjangtje mit Gerste zurück.

Statt dieser Schafe verwendet man in diesen Teilen Hochasiens auch Ziegen, die gleichfalls solche Wege sicher beschreiten, auf welche Ponies und Paß sich nicht wagen. Mehr als 12 Kilogramm darf die Last für sie nicht betragen. Die in Whutea einheimischen Ziegen kennzeichnen sich durch besonders kurze Beine. Es ist schon beobachtet worden, daß das Bergabsteigen mit der Last den Ziegen viel schwerer wird als den Schafen. Außer Tibet giebt es nur noch ein Land, in dem man Schafe zu Lastträgern gemacht hat. In der Umgegend der südamerikanischen Stadt Bahia sah Moselach Schafe mit Wassertrönnen an der Seite sicher und nie strauchelnd auf sehr schmalen Bergpfaden bergauf und bergab ziehen. —

Aus dem Tierleben.

mg. Bewahrung von Pflastermaterialien. Die Verarbeitung von Gestein zu Pflastermaterialien spielt in der Steinindustrie eine große Rolle; die Bewahrung der verschiedenen Steinarten als Mittel zur Straßenbefestigung muß bei der Wahl geeigneten Pflasters sehr in Erwägung gezogen werden. Nun hat sich gezeigt, daß dem Basaltpflaster eine ungemein große Haltbarkeit eigen ist. Dieses erklärt sich daraus, daß der Basalt der härteste Stein ist, der zur Straßenbefestigung verwendet wird. Die Härte des Basalts bringt es mit sich, daß ein derartiges Pflaster durch den Verkehr wenig abgeschliffen wird. Gerade bei diesem Stein tritt aber die verderbliche Wirkung der Pferdehufe auf unser Straßenpflaster sehr in die Erscheinung, da die Kanten des Basalts an den Fugen leicht abpringen; so entsteht nach und nach ein sehr holpriges Pflaster, da die Mittelflächen der Steine nur gering abgenutzt werden. Man hat da wohl zu dem Mittel gegriffen, verhältnismäßig kleine Basaltsteine zu verwenden; hier muß aber wieder berücksichtigt werden, daß dadurch die Haltbarkeit der Straßenbefestigung leidet. Außerdem kann man beobachten, daß bei kleinen Profilsteinen aus Basalt der Wagenverkehr ein geradezu unerträgliches Geräusch mit sich bringt. Da Basalt schon an und für sich einen harten Klang giebt, so entsteht bei dem Befahren derartiger Pflasters von kleinem Profil und mit vielen Fugen ein belästigender Lärm, welcher vielfach gegen die Verwendung

folchen Materials spricht. Im übrigen nimmt Basaltplaster auch leicht eine gefährliche Glätte an.

Von anderen Steinarten werden für Pflasterzwecke verwendet: Grünstein, Granit, Granitplaster hat nun unzweifelhaft gegenüber dem Basaltbelag verschiedene Vorteile, diese werden aber auch durch den größeren Kostenpunkt derartiger Straßenbefestigungen aufgehoben. Granit ist infolge seiner etwas geringeren Härte als Basalt leichter bearbeitbar und mißt sich auch gleichmäßiger ab. Dieses Pflastermittel kann dem auch in größeren Steinen verarbeitet werden; es ist weniger geräuschvoll als Basaltplaster. Neuerdings werden nun auch zu Pflasterarbeiten vielfach Kunststeine verwendet. Unter diesem Material haben sich besonders die sogenannten Schlackensteine, die aus den Rückständen der Kupferbereitung erzeugt werden, bewährt. Ein großer Vorteil dieses Kunstproduktes gegenüber den Natursteinen ist die durchaus gleichmäßige Größe, die sich wieder auf der Straße nach der Verlegung durch eine durchaus ebene Dammschicht usw. angenehm bemerkbar macht und auch einen verhältnismäßig wenig geräuschvollen Verkehr herbeiführt. Diese Pflasterarten werden entweder auf Kies- oder auf Betonbettung ausgeführt; in manchen Fällen wählt man auch Chausseebettung. Stampfasphalt hat bekanntlich als Straßenbefestigung große Verbreitung gefunden; auch die Verwendung von Asphaltplatten wird jetzt vielfach versucht. Daneben kommt neuerdings auch ein Plattenmaterial zur Verwendung, das aus Cementmörtel und Asphalt gemischt ist. Die billigen Cementpreise der letzten Zeit haben vielfach zur Herstellung des Cementmattadams geführt. Für diese Befestigungsart der Straßen wird zuerst eine Schicht aus magerem Beton ausgebreitet, darauf bringt man dann eine etwa 60 Millimeter starke Decke aus Cement und Granitschotter. Von den unter hydraulischem Druck hergestellten Cement-Pflasterplatten haben sich die viertuppigen am besten eingeführt. —

Aus der Pflanzenwelt.

tz. Blaue Nadelbäume. Man sieht jetzt ziemlich häufig in gut gepflegten Villengärten einen Nadelbaum, der durch seine ganz aparte silbrig blaue Belaubung jedermann sofort auffällt. Diese Konifere ist eine Spielart der Stechfichte (*Picea pungens*) und sie hat den Namen *argentea*, das heißt die silberne. Die Stechfichte ist in den Felsengebirgen des westlichen Nordamerika einheimisch, hier wächst sie auf unteren Berghängen und bevorzugt das Ufer von Gebirgsflüssen. Sie ist sehr frosthart und zumal gegen Spätfröste sehr abgehärtet, so daß sie in feuchten Lagen unsere Fichte ersehen kann. Feuchtigkeit ist für sie die Hauptsache, im übrigen kann der Boden beschaffen sein wie er will. Sie hat sehr starke fehende Nadeln; diese Eigenschaft, die sie vor Wildverbiss schützt, hat ihr den Namen Stechfichte verschafft. Wie die Hauptart, so ist auch die blaugrüne Varietät. Auch diese ist sehr frosthart, so daß sie zum Beispiel den äußerst strengen Winter von 1892 auf 1893, wo die Temperatur bis auf — 30 Grad Reaumur herabsank, überstanden hat. Die silberne Stechfichte hat einen hellblauen Farbenton, wie man ihn in der Pflanzenwelt kaum zum zweiten Male findet. Gerabezu zauberhaft nimmt sich ein Schmuckplatz aus, der mit einem Trupp solcher blauer Nadelbäume bestanden ist. Diese schöne Konifere, die hauptsächlich durch Veredlung vermehrt wird, ist sehr teuer. Kleine meterhohe Exemplare kosten 20—30 Mark, zwei Meter hohe bot die große Baumschule von L. Späth, Rixdorf bei Berlin, noch vor drei Jahren für 90 Mark pro Stück an, jetzt sind sie aber schon weit billiger geworden, ein Beweis dafür, daß sie sich in den letzten Jahren immer größerer Beliebtheit erfreuen.

Es giebt auch noch von anderen Koniferen bläuliche Varietäten, aber so ausgeprägt ist der duftige blaue Ton doch bei keiner anderen. Von anderen Nichten hat die Engelmänn-Fichte eine blaugrüne Abart. Die Mutterart ist ebenfalls in dem Felsengebirge einheimisch, ja sie bewohnt dieselben Staaten wie die Stechfichte. Aber während diese die feuchten Thäler bevorzugt, geht die Engelmänn-Fichte, die übrigens reine Bestände bildet, ziemlich hoch in die Höhe, im mittleren Teile ihres Verbreitungsgebietes 2500—3000, im nördlichen, in Britisch Kolumbien, immer noch bis 1500 Meter. Wir haben es also auch in der Engelmänn-Fichte mit einem sehr abgehärteten, freilich recht langsam wachsenden Baume zu thun. Dasselbe gilt auch von der blauen Abart. Auch eine Tanne, die amerikanische Edelanne (*Abies nobilis*) hat eine blaue Abart. Dieser Baum ist auch auf den Gebirgen des westlichen Nordamerika einheimisch und gedeiht ebenfalls bei uns sehr gut. Wie man sieht, stammen alle diese Koniferen mit blauen Abarten aus dem westlichen Nordamerika. In der Natur sollen diese Varietäten ziemlich häufig auftreten, so daß ganze Waldpartien in den kalifornischen Bergen blau schimmern. Allerdings wird wohl die Färbung kaum so intensiv und apart sein wie bei der silbernen Stechfichte. Indem man aber ein Exemplar auswählte, das sehr blauschimmernde Nadeln besaß und dieses vermehrt, erhielt man Sämlinge, die die zierende Eigenschaft des Mutterbaumes besaßen oder diesen darin noch übertrafen. Jetzt haben jedenfalls die Baumschulen eine blaue Koniferenart, bei der die auffällige Färbung so prononziert ist, daß sie alle ähnlichen Varietäten anderer Nadelbaumarten in den Schatten stellt und sie entbehrlich macht. —

Technisches.

— Die Beeinflussung der Milchproduktion von Kühen durch Arbeit ist im Galleschen Landwirtschafts-

lichen Institut durch eingehende Versuche geprüft worden. Dabei hat Dolgich nachgewiesen, daß eine Zunahme der Arbeitsdauer bei den Stühen schneller schädigend auf die Milchsekretion wirkt, als eine Vermehrung der Belastung. Letztere hat in mittleren Grenzen sogar stets einen günstigen Einfluß. Ueberhaupt entfaltet die Leistung von Arbeit eine stimulierende Wirkung, die jedoch bei ganz geringer Inanspruchnahme der Tiere noch nicht zu Tage tritt; vielmehr hat ganz schwache Kraftentfaltung eine Abnahme sowohl der Milchmenge als auch ihrer Bestandteile zur Folge. Bei Ueberanstrengung nimmt die Milch an Menge außerordentlich ab, gleichzeitig verändert sie sich vollständig ihre Beschaffenheit: das Butterfett erhält einen trügigen Geschmack, die Säurezahl zeigt eine beträchtliche Abnahme usw. Wird überanstrengten Tieren im Futter Pflanzenfett verabreicht, so geht dies unverändert in die Milch über. Letzteres ist um so mehr interessant, als andre Autoren fanden, daß bei übermäßiger Fettfütterung die gleiche Beeinflussung stattfindet. Notwendig für den direkten Uebergang von versüßertem Fett in die Milch scheint immer eine Störung der normalen Körperfunktionen zu sein. Sie besteht im ersteren Falle in der Ueberanstrengung, im letzteren in der Verabreichung eines unnatürlichen Futters im Uebermaße. — („Globe.“)

Humoristisches.

— Bescheidener Anfang. „Sag' mal, liebe Ann, hast Du schon darüber nachgedacht, wie wir uns ein wenig billiger einrichten können?“

„Gewiß, lieber Willy, ich habe bereits unsern Kanarienvogel auf halbe Ration gesetzt!“ —

— Merkwürdige Notifizierung. „Meher, gar so schlecht kann es Ihnen doch gar nicht gehen. . . Sie haben ja, wie ich gestern gehört habe, in diesem Jahre silberne Hochzeit gefeiert!“ —

— Belehrung. (Scene: Zoologischer Garten.) Dame (zu ihrem Töchterchen): „Sieh, Elsie, dies sind Hefse. Wenn die nun größer werden, dann bekommen sie Gelbe und werden Hirsche.“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Von Karl Hendell sind soeben erschienen: „Mein Liederbuch“ und „Neuland“, ausgewählte Gedichte (Verlag K. Hendell u. Co., Leipzig und Berlin). Preis des einzelnen Bändchens broschiert 1 M., gebunden 2 M. —

— Agnes Sorma beginnt ihr Gastspiel am Neuen Theater (19. Dezember) in Halbes Schauspiel „Der Strom“; darauf folgen anfangs Januar Maeterlinds „Schwester Beatrice“ und Shaw's „Der Schlachtenlenker“. —

— J. Wiegands Drama „Macht“ erlebt Somabend im Deutschen Theater zu Bremen die Erstausführung. —

— Das Neue königl. Operntheater (Stroll) soll an einen Privatdirektor verpachtet werden. Wie verlautet, soll Direktor Ferencz vom Central-Theater der neue Pächter werden. —

— Im Central-Theater geht Mitte dieses Monats die Operette „Das Schwalbennest“ von Herblay, Text von Ordoumeau, in Scene. —

— Ein Verband der Kunstfreunde in den Rheinlanden ist in Düsseldorf gegründet worden. Zweck: finanzielle Unterstützung begabter bildender Künstler. —

— Unter den verfeinerten Fanden, die von der Sverdrup'schen Expedition gemacht wurden, befanden sich wieder Beweismittel dafür, daß in den arktischen Gebieten einst ein mildes Klima herrschte. Prof. Rathorst in Stockholm, dem die Bearbeitung der geologischen Sammlung obliegt, schlemmte aus mitgebrachter Thonerde Teile von Gesteinen, die man jetzt in der australischen Flora kennt und die eine mittlere Temperatur von + 12 Grad Celsius gebrauchen, um fortzukommen. —

— Versuche mit der Funkentelegraphie sollen demnächst zwischen Karlskrona und Berlin angestellt werden. —

a. Der Preis des Radiums. Aus London wird berichtet: Das Ergebnis der neuesten Forschungen über das Radium ist eine starke Nachfrage nach diesem kostbaren Element; außer Ärzten und Gelehrten kaufen es auch Privatleute. Die kleinste käufliche Menge kostet 200 M. Ein Mitglied der Firma W. Harrison Martindale, die den Alleinverkauf des Radiums in London hat, stellte fest, daß in den letzten Tagen die Nachfrage ganz erstaunlich war. Im Vergleich mit Radium sind Gold und Platin spottbillig. Bei einem Preise von 200 Mark für 1/12 Gran kostet das Radium 13 824 000 M. das englische Pfund — gegen 3 600 000 M., wie William Crookes im Mai schätzte. Diese hohen Preise kommen, wie William Ramsay kürzlich ausführte, daher, daß Döbereiner eine Art Ding auf dem Radiummarkt geschaffen und die Ausfuhr der Erze, in denen es gefunden wird, verboten hat. Eine Radiummenge für 200 M. wird in einer kleinen Glasröhre aufbewahrt; der graue Staub auf dem Boden der Röhre würde kaum einen gewöhnlichen Kragentropfen bedecken. In London befinden sich zur Zeit nur etwa 20 Gran Radium; wenn diese veräußert sind, wird es schwer sein, mehr zu bekommen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 6. Dezember.